

„Er las allgemach von dem Bücherhügel ein großes Stück herunter“

Gedankensplitter eines scheidenden Bibliothekars

Jörg Kastner

„Der Irrtum gehört den Bibliotheken an, das Wahre dem menschlichen Geiste.“ So äußert sich der greise Goethe Oktober 1830 zu Eckermann und aus dem Augenmensch Goethe spricht schon der moderne, den Naturwissenschaften und den Quellen der Natur unmittelbar verpflichtete Mensch. „Das Pathos des Experiments“, so schreibt der Münsteraner Philosoph Hans Blumenberg, „ist gegen den Hort der Bibliotheken gerichtet, insistiert auf der Frische der Erfahrung im Blick durch Fernrohr und Mikroskop, auf Thermometer und Barometer.“ Jene alte Feindschaft zwischen Büchern und Wirklichkeit – und in den Grüften der Bibliotheken ruhen allenfalls unendliche Phantasmagorien von Wirklichkeit und deren Kommentare und die kommentierten Kommentare der kommentierten Kommentarkommentare in absurder Unendlichkeit – all dies läßt selbst leidenschaftliche Bibliophile gelegentlich aus dem Zauberbann der geprägten Lederrücken erwachen. „Dann wird mit einem Mal der Staub auf den Büchern sichtbar“, schreibt Hans Blumenberg, „sie sind alt, stockfleckig, riechen moderig, sind eines vom anderen abgeschrieben, weil sie die Lust genommen haben, in anderem als in Büchern nachzusehen. Die Luft in Bibliotheken ist stickig, der Überdruß in ihr zu atmen, ein Leben zu verbringen ist unausbleiblich. Bücher machen kurzsichtig und lahmärschig, ersetzen, was nicht ersetzbar ist. So entsteht aus Stickluft, Halbdunkel, Staub und Kurzsichtigkeit, aus der Unterwerfung unter die Surrogatfunktion, die Bücherwelt als Unnatur.“ Goethes Faust ist umgeben von einem „Bücherhauf / Den Würme nagen, Staub bedeckt.“¹ Aber Johannes Faust bricht bekanntlich aus, verläßt seine gotischen Gewölbe und seine alten Folianten und lernt die Narreteien der äußeren Welt kennen, das zynische Nichts und verzweifelte Vergeblich und der hinterhältige Teufel Mephisto schenkt seine scharfen Laugen von Humor und Spott in den einheitsgrauen Nebel. Der Mensch, dieses Seelenfünkeln der Schöpfung ist nicht imstande, den Erdgeist zu fassen oder auch nur zu ertragen.

Bibliotheken wachsen in Jahresringen um einen Kern, so wie sich diese Bibliothek angelagert hat an die des Passauer Jesuitenkollegs. Es sind Lebensbäume des Wissens, weit verzweigt und tief verwurzelt und knorrig und alt. Und allerlei Vögel sitzen in dem Geäst, lustige und lästige, schräge und meistens mißmutige mit runden Nickelbrillen auf den Schnäbeln und ihre Hängebäuche ziehen sie nach unten, sie flattern kaum noch auf und eine vom Glast verhängte müde Alterssonne wärmt kaum noch ihr löchriges Gefieder. Diese Raben sitzen auf den Ästen der Unsterblichkeit, der aus Millionen Büchern zusammengefaßten Welt- und Weisheitsesche Yggdrasil, denn Bibliotheken sind die Sammlung alles Gedachten und alles Denkbaren, von Anfang an bis ans Ende der Zeit, alles dessen, was den Sternengang menschlichen Geistes praejudiziert, aber die Tragödie der Raben ist, daß sie nicht einzudringen vermögen in das kalte Herz der Weisheit. Ihre Systeme und Regelwerke und ihr Ordnungsfanatismus faßt sie nicht, sie tönt nicht diesem hopsendem Gelichter und sie antworten mit wütendem Krah, Krah! Im Mittelalter saßen die Raben noch auf den Dachfirsten von Kirchen, in St. Bernhard bei Horn

¹ I, 402-403, Schmidt, Waffenlärm, S. 11.

zum Beispiel, und schrien herab: „Cras, cras!“ Eine Imprese könnte man fast sagen für Beamte: Sündigen ist prächtig, und morgen ist noch Zeit genug zur Umkehr! Aber es kommt mit Sicherheit die persönliche Apokalypse: die Sonne steigt nicht mehr auf über den taufrischen Blütendampf der Erde, es bleibt finster und kalt, und das glänzend schwarze Gefieder erbleicht in der Glut dessen, was nicht getan wurde.

Eines Tages, als ich noch nicht die Oberrealschule besucht hatte, mein Vater hielt die Geisteswissenschaften längst für Luxusfakultäten, die bald aufgegeben würden, und so blieb mir das Humanistische Gymnasium verwehrt, brachte mich meine Mutter für wenige Stunden in die Kinderabteilung des Amerikahauses. Ich glaube, sie ahnte nicht im Entferntesten, was sie damit anrichtete. Fern sitzt in meiner Erinnerung das bunte Bild von lautem Kindergewusele, aber an den Wänden standen starr wie Wachsoldaten Holzregale mit Büchern, ich spürte mit einem Male ihre Magie und heimliche Verlockung, welche Leben sind hier aufgereiht wie Perlen an Schnüren, der allererste Beginn eines lebenslang anhaltenden Fluches. Irgendwie lernte ich, daß man sich da Bücher entnehmen durfte, und ich stieß auf eines, es war taubengrau gebunden, das wie ein magischer Stein sich in die Tiefen des Lebens einnistete und es veränderte und ihm einen neuen Duft verlieh, neue Farben, eine neue Ahnung, einen neuen Klang und Schmerz. Ich erinnere mich noch, daß es von einer kleinen Gruppe Steinzeitmenschen handelte, die von einem zugewanderten bronzezeitlichen Volk immer mehr zurückgedrängt und ihres Lebensraumes beraubt wurde. Ich spürte zum ersten Mal die Unerbittlichkeit des Daseins und eine unüberwindliche Melancholie, das Vergeblich, das Verschwinden für immer, der rettungslose Untergang, die Verschwendung des Lebens durch ein unerbittliches Sein, der düstere, samtene Fall des Zeitvorhangs, das dumpfe Blopp des Apfels, der in die Wiese fällt und stirbt. Ich habe das Buch nie mehr gefunden, es verschwand im Mantel der Zeit, ein Opfer der Aussonderung und des bibliothekarischen Eifers. Es dauerte nicht lange nach Steinzeit und der von Angst umzitterten Fürsorge Siegismund Rüstigs des Kapitän Marryat oder Mayne Reids Skalpjägers und natürlich Stevensohns Schatzinsel und der unvermeidliche Huckleberry Finn und Lederstrumpf und Chingachgook, die Große Schlange, und ich infiltrierte gewissermaßen klammheimlich die Erwachsenenabteilung, auf der Suche nach Büchern, die die Welt erklären, nach dem fernen Traum, nach den Magnetbergen Sindbads, nach dem Geheimnis des großen bellenden Tiers, dem Sir Palamides unermüdlich nachjagt, der Tapferkeit von Sir Lamorack von Wales, der mir lieber war als Sir Lancelot, weil er unabhängig blieb und niemandem die Frau wegnahm, und dem fernen Glühen des Grals. Vorher verschlang ich in den großen Ferien die dreißig Karl-May-Bände, welche eine kleine Leihbücherei und Papierhandlung in der Ilzstadt besaß, geführt von dem warmherzigen Kinderfreund Manfred Hann von Weyhern. „Ardistan und Dschinnistan“ irritierte mich damals, es war, als löse sich der Schauer der „dark and bloody grounds“, wo unter jedem Zentimeter Erdboden Menschenknochen modern, oder der feine Duft des Orients mit seinen glutäugigen Schurken in eine Art geheimnisvollen Vorhimmel auf. Und Himmel sind immer schon langweilig, das mußte selbst Dante erfahren!

Im Amerikahaus stand inmitten des großen Raumes ein ganzer Regalachsenblock mit amerikanischen Büchern und an der Längswand fand sich deutschsprachige Literatur. Zu meinem späteren Entsetzen entdeckte ich hier eine psychische Abnormität, die mir ein Leben lang geblieben ist: instinktiv wählte ich immer dicke Bücher. Am liebsten waren mir gleich mehrbändige Werke, aber ich habe mich nie von des Grammatikers

Kallimachos Regel „μεγα βιβλιων μεγα χαχον“ irritieren lassen, geschweige denn zu meiner Verteidigung den Satz des Plinius herangezogen: „bonus liber melius est quisque, quo maior.“² So quälte ich mich weit später noch durch Arno Borsts „Turmbau von Babel,“ ein Werk von stupender Gelehrsamkeit, noch nicht zusammengegoogelt, durch Emil Staigers fein-spürender Goethe-Biographie, durch die massigen Quaderbücher Friedrich Sengles, mit denen er das Biedermeier einmauert, oder Werner Kaegis achtbändige Biographie Jacob Burckhardts, in welchem Mammutwerk nur nicht berichtet wird, wann sich der Meister schneuzte, ansonsten alles. Heute bedeckt diese Werke eine Haube Staub und sie werden nicht mehr bewegt. Und so konnte es auch nicht ausbleiben, daß ich damals als kaum den Windeln entronnener Dreikäsehoch an die 3 Bände von William Faulkners Snopes-Trilogie geriet. Ich quälte mich redlich, mußte aber erkennen, daß ein Buch, dessen wohlgeformte Rundungen schmeichelnd in der Hand liegen, und dies galt um so mehr von Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ für ein Kind nicht unbedingt Verständlichkeit garantierte. Jahre blieb mir in Bezug auf diese Autoren irrigerweise die frühe Qual in Erinnerung und der Weg in diese Welten war mir auf lange versperrt. Im gleichen Sinn schreibt Schiller am 5. Mai 1797 an Goethe: „Ich bin mit dem Aristoteles sehr zufrieden, und nicht bloß mit ihm, auch mit mir selbst; es begegnet einem nicht oft, daß man nach Lesung eines solchen nüchternen Kopfs und kalten Gesetzgebers den inneren Frieden nicht verliert. ... Jetzt begreife ich erst den schlechtesten Zustand, in den er die französischen Ausleger und Poeten und Kritiker versetzt hat: auch haben sie sich immer vor ihm gefürchtet wie die Jungen vor dem Stecken. ... Indessen bin ich sehr froh, daß ich ihn nicht früher gelesen: ich hätte mich um ein großes Vergnügen und um alle Vorteile gebracht, die er mir jetzt leistet. Man muß über die Grundbegriffe schon recht klar sein, wenn man ihn mit Nutzen lesen will.“³ Die rechte Stunde ist den Musen so unerläßlich wie Ruhe und langer Atem und Bedächtigkeit und Langsamkeit. Dafür lebte ich mich in die „Unbekannte Größe“, den frühen Mathematikerroman Hermann Brochs ein, der meine damalige Welt berührte, und Carlo Ratti aus dem Bergroman erzeugte mir Gänsehaut und Schauer und kalte Wut. Ein Leserleben ist unendlich, labyrinthisch und immer babylonisch und es bläht sich vom Gilgamesch Epos, Homer und der Bibel, über Tausend-und-eine-Nacht, Wolfgram von Eschenbach, Goethe, Hölderlin, Kleist, Fontane, Dostojewskij bis zu James Joyce, Robert Musil, Hermann Broch und Hermann Lenz. Alberto Manguel⁴ und nicht minder Klaus Reichert in seinem anregenden Büchlein „Lesenlernen“ lassen ganze Wasserstürze an Lektüre über ihre Leser herniederrauschen. An einer Stelle wird es Reichert plötzlich unheimlich: „Was hat in einem Hirn alles gleichzeitig Platz? Die wilden Amerikaner, Joyce, der einen Gegenpol bildete, das ungeübte tägliche Übersetzen eines Pensums, die Literaturszene mit ihren immer anderen Überraschungen? Hinzu kam noch das eigentliche Studium: Wittgensteins *Tractatus* und Carnaps symbolische Logik ... bei Eva Cassirer, Wilhelm Emrichs *Meister-Seminar*, Hegels Ästhetik bei Peter Szondi.“⁵

² Bogeng, Streifzüge eines Bücherfreundes, S. 4

³ Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 1. Band: Briefe der Jahre 1794.1797. München 1984, S. 335-336; Brief Nr. 311.

⁴ Eine Geschichte des Lesens. Berlin 1998

⁵ Klaus Reichert: Lesenlernen. Über moderne Literatur und das Menschenrecht auf Poesie. München 2006. (Edition Akzente), S. 79.

Reichert wurde schon in früher Jugend von seinem Vater dazu angehalten, die großen Autoren selbst aufzusuchen, - für den echten Bibliophilen eine blanke Narretei, denn das Buch ist wichtig und nicht der Autor – man will von der Zentralsonne der Weisheit und des Ruhms ein wärmendes Strahlchen abhaben. Und Reichert brüstet sich ein wenig naiv: „Szondi taute auf seine schüchterne Weise auf, als ich erwähnte, daß ich Paul Celan kenne.“⁶ Natürlich muß Szondi jetzt im Gegenzug von Adorno reden, den nun er gut kennt, und sie jubeln sich gegenseitig Pflichtlektüren unter die Haube.

Gönnt man sich die Lektüre von Biedermanns „Gesprächen mit Goethe“, die eigentlich weitgehend „Gespräche über Goethe“ heißen müßten, so wundert man sich, wie die alte Exzellenz die Heuschreckenschwärme vergleichbarer Kulturtouristen überstehen konnte, die da Tag für Tag durch das Haus am Frauenplan flirrten. Der junge Ludwig Tieck, vor Begeisterung übersprudelnd über seinen ersten Roman glaubt, wie so viele andere auch, daß die Exzellenz nun nur darauf warten müsse, ihn zu empfangen. Als der Diener Goethe meldet, daß ihn ein Herr Ludwig Tieck sehen möchte, fährt er im ersten Augenblick unmutig auf, besinnt sich aber eines besseren, geht ins Besucherzimmer und dreht sich langsam vor dem erstaunten Tieck um seine eigene Achse. „Nun, Herr Tieck,“ meint Goethe, „sie haben mich ja jetzt gesehen und können wieder gehen.“ „Einen Augenblick noch Herr Geheimer Rat,“ antwortet Tieck, indem er in seinen Taschen kramt. „Was wünschen Sie noch?“ fragt Goethe mit erneut aufkeimendem Unmut. „Was kostet die Besichtigung?“ antwortet Tieck. Die Dreistigkeit imponiert Goethe und er nimmt den jungen Dichter zu einem langen Gespräch mit sich.⁷

Eines Tages in der Mittelstufe der Oberrealschule bekam ich von meinem alten Lateinlehrer einen Zettel in die Hand gedrückt. Es war der Opa, wie wir ihn nannten, er rasselte ständig mit einem großen Schlüsselbund und krächte wie ein Hahn „Peng! Hereingefallen!“ wenn wieder einmal einer der dummen Pennäler sich einen Fehler beim Konjugieren oder Deklinieren geleistet hatte. Auf dem Zettel stand der Name eines alten Römers und der Lehrer schickte mich in die Staatliche Bibliothek, um biographische Daten über ihn herauszufinden. Die Staatliche Bibliothek: es war schlimmer, sie zu finden, als den alten Römer, verfluchter Römer! Niemand kannte die Bibliothek, nirgendwo fand sich ein Hinweis oder ein Wegweiser. Ich weiß nicht mehr, wie ich, kurz davor, das Handtuch zu werfen, den Hinterhof fand, den man durchschreiten mußte, den Treppenturm der alten Jesuitensternwarte empor und plötzlich stand ich, völlig eingeschüchtert an der Schmalseite eines langen Lesesaals. Alles Halbdunkel und Stille und es roch leise nach Moder und Bohnerwachs. An den Wänden hunderte von Büchern, die schon durch ihre Dicke und Gewichtigkeit die geistige Fülle verrieten, die da zwischen Buchdeckeln begraben war. In der Mitte standen lange Tische, an denen sich weißhaarige alte Männer über aufgeschlagene Folianten beugten. Mein Herz lag in der Hose und war im Begriff noch weiter hinunter zu fallen. Gleich würden sie alle von den Büchern hochsehen und mich anstarren: ein Unwissender, ein Bibliotheksgreenhorn! Wie er schon da steht! Plötzlich lief eine ältere Dame im Geschwindschritt auf mich zu. Ich schnurrte vollends in mich zusammen: stand ich an einem falschen Platz? Habe ich etwas berührt, was man nicht berühren durfte? Habe ich die in ihre Folianten vertieften Denker irritiert? Ich war im Begriff, die Flucht zu ergreifen. „Was suachst denn Buwi, kann i da heifa?“ Ich loderte vor Panik. „Dank schön, i finds scho!“ Log ich, denn ich

⁶ Reichert, Lesenlernen, S. 79.

⁷ Biedermann, Gespräche, I, S, 729-730, Nr. 1520

hätte mein Unwissen niemals zugegeben, lieber sterben. Es rettete mich der Große Brockhaus, der gleich linkerhand aufgestellt war, in dem ich den Römer fand.

Dies war der Anfang, seither vermochte niemand mehr meine zwanghafte Metamorphose in einen Grottenolm aufzuhalten. Aber die Bibliothekarin bemerkte meine Liebe zu dieser Welt, meinen Traum und meine schmerzliche Sehnsucht. Ich bekam langsam Sonderrechte eingeräumt. Ich durfte den Bibliothekarinnen helfen, die schweren Waschkörbe mit zurückgegebenen Büchern in den vierten Stock zu schleppen und wurde dann zum Dank einige Zeit dort eingesperrt. Die endlosen Bücherreihen blickten mich an, ich zog bald dieses bald jenes Buch aus dem Regal und ertrank in der Lektüre. Die abseitige Grausamkeit der Humanmedizin, die Wundenmänner, die Kauterisierung und Trepanation und die abenteuerlich zugerichteten anatomischen Präparate. Die Abenteuer der Seefahrer und Entdecker, das Martyrium von Jesuitenmissionaren in Japan, dargestellt in drastischen Kupferstichen, aber auch die Schönheit eines Verses, der da in meine Seele fiel, eine duftende reife Frucht. Es gingen mir tausend Türen auf in tausend Welten und zu tausend Wegen. Ich war angekommen, dort, wo ich hingehörte.

Eines Tages, es war wohl meine höchste Initiation, nahm mich die Bibliothekarin mit ins Allerheiligste, den Stucksaal. Sie erläuterte und zeigte mir Dinge, die ich nicht verstand und nicht wahrnahm, ich war bestürzt: ich stand vor den Archetypen meines Wesens, alles klang und die Sonne malte Krügel auf den Boden, und glitzernd stieg der Staub wie in Flinslerl geschlagenes Blattgold die schräge Bahn der Sonnenstrahlen empor. Der tiefe Weltenernst der Folianten, die den Saal in den Intarsienschränken umstanden ergriff mich, es war ein Heiligtum, es war eine hohe Kirche, die wahre Philosophie, die Göttin der Vernunft, die Magia universalis und das kaum mehr verschleierte Antlitz der Göttin Isis zu Sais, der schöne Fall und Klang der Sprache und die Erkenntnis der Natur, alles in eins und eine ewige Harmonie des Alls in seinen klingenden Kristallsphären. Die vier abendländischen Kirchenlehrer schrieben in ihre Bücher und die Geisttaube schwebte an der Schaltstelle zur Transzendenz.

Diese Bibliothek war damals ein letzter Hort der alten Liberalitas Bavariae, man durfte hier vieles, was andernorts längst geregelt, paraphiert und von den Spinnwebexkrementen kalter Beamter unzerreißbar eingesponnen war. Und so arbeitete ich hier an meiner Dissertation, statt in München, denn die Arbeitsbedingungen waren unendlich besser. Aber mit mir kehrte das Chaos in das eiserne Ordnungsherz der Bibliothek ein. Die Bibliothekarin duldete stillschweigend aber doch heimlich leidend, daß ich einen langen Tisch zustellte mit Dutzenden von Bänden des Corpus Christianorum, des Migne und zahlreicher anderer Werke, aufgeschlagen oder mit dem Rücken zum Betrachter, jederzeit griffbereit. Und dazwischen quoll und häufelte es sich: Papiere aller Formate, beschrieben, bedruckt, bekritzelt, mit Eselsohren oder nicht und hunderte von Zetteln. Im Laufe der Zeit quoll diese gebärende Ursuppe auf den Nachbartisch hinüber und es war absehbar, daß auch der dritte Tisch von dieser Seuche ergriffen werden würde. Ich fühlte mit Unbehagen, wie die Bibliothekarin stumm vor sich hin litt. Aber nach eineinhalb Jahren ertrug sie es endlich nicht mehr: Sie trat an mich heran, leise, wie immer: „Dauert es noch lang, Herr Kastner?“ Sie nannte mich ja längst nicht mehr „Buwi“, und da wußte ich, es ist Zeit, abzuschließen. Wieder ein Ende.

In der Brust eines jeden Bibliothekars, wie auch der gerade geschilderten steckt ein Stück des Freiherrn von Risach, des Herrn des Rosenhofs in Stifters „Nachsommer“. Seine Bibliothek ist erstarrte, geradezu verkrustete pedantische Ordnung. Als Heinrich

Drendorf Aufnahme im Rosenhof findet und im Ausruhzimmer wartet, bis ihn der Herr des Hauses abholt, nimmt er sich Alexander von Humboldts „Reise in die Äquinoktialländer“ aus dem Regal, um darin zu lesen. Als er vom Freiherrn abgeholt wird und das Buch auf ein Tischchen legt, weil er nach seiner Rückkunft weiterlesen will, stellt es der Freiherr sofort zurück und belehrt ihn: „Verzeiht, es ist bei uns Sitte, daß die Bücher, die auf dem Gestelle sind, damit jemand, der in dem Zimmer wartet oder sich sonst aufhält, bei Gelegenheit und nach Wohlgefallen etwas lesen kann, nach dem Gebrauche wieder auf das Gestelle gelegt werden, damit das Zimmer die ihm zugehörige Gestalt behalte.“⁸ Man darf nicht vergessen, daß Stifter, der selbst keine nennenswerte Büchersammlung besaß, ein ambivalentes Verhältnis zu dem biedermeierlich bedächtigem Gepfriemele der Sammler aller Couleur hegte. Tiburius, der Hypochonder aus dem Waldsteig, dessen einzige Sorge lange Zeit dem eigenen Befinden galt, „ach wenn ich doch nicht erstürbe“, wird durch das lebensvolle Mädchen mit den Walderdbeeren geheilt und nicht durch seine neue Lust am Büchersammeln. Er las plötzlich „in den Zeitungen sehr begierig die Bücherverzeichnisse, ließ den Ballen kommen und schnitt viele Stunden die Bücher auf.“⁹ Er macht es seinem heiligen Leib so bequem wie nur möglich: „Zum Lesen hatte er sich ein feines, breites ledernes Ruhebett machen lassen, auf dem er liegen konnte“¹⁰ Dazu läßt er sich einen Ohrensessel anfertigen und ein verstellbares Stehpult, das er bei Bedarf herabschrauben kann, um, wenn er genug gestanden hat, sich davor hinsetzen zu können. Spätestens seit den Zurichtungen des Rentherrn in Stifters grausamster Erzählung „Turmalin“ wissen wir, daß in der seelischen Landschaft derartiger betulicher Protagonisten etwas erstarrt ist und nicht stimmt. Bücherliebhaber weben nicht nur im Ruch von etwas Schrullig-Spitzwegisch-Heiterem, gar Lächerlichen, sie können auch ins Düstere, Gierige, ja Mörderische entarten, wie wir gleich sehen werden. Goethe der Geduldige nennt den fanatischen Büchersammler, den Göttinger Professor Christian Wilhelm Büttner in einem Brief an Charlotte von Stein¹¹ vom 8. März 1785 noch einigermaßen wohlwollend „das alte lebendige Encyklopädische Dictionair“, als er aber nach Büttners Tod dessen Bibliothek aufzulösen hat, stöhnt er gegen Voigt nur noch: „Gestern ... ging ich auch mit hinein (in die Wohnung Büttners) und kann versichern, daß die geläufigste Zunge und geschickteste Feder nicht fähig sein würde, den Zustand zu beschreiben, in welchem man diese Zimmer gefunden. Sie schienen keineswegs von einem Menschen bewohnt gewesen zu sein, sondern bloß ein Aufenthalt für Bücher und Papiere. Tische, Stühle, Koffer, Kasten, Betten waren, bald mit einiger Ordnung, bald zufällig, bald ganz confus durcheinander, mit diesen literarischen Schätzen bedeckt, darunter verschiedenes altes Gerümpel, besonders mehrere Hackbretter und Drehorgeln. Alles zusammen durch ein Element von rußigem Staub vereinigt.“¹² Dieses Tohuwabohu ist geradezu ein Stereotyp für die Bibliothek eines Bibliomanen. Als der selbst nicht ganz koschere englische Bibliograph Thomas Frognall Dibdin (1776 - 1847), nach dem Tod Richard Hebers (1774-1833) ei-

⁸ Zitiert nach Gerhard Alicke: Bibliophile in der Literatur, 16. Folge: Adalbert Stifter. In: Philobiblon, 45, 2001, S. 48-49.

⁹ Aiken, Stifter, S. 40-41.

¹⁰ Aiken, Stifter S. 41.

¹¹ Brief Nr. 2069, WA Briefe, 7, S. 23-24.

¹² WA Briefe, 16, 22. Januar 1802. S. Eugen Paunel, Goethe als Bibliothekar. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen, 63, 1949, S. 243-244.

nes der Häuser dieses steinreichen Bibliomanen, der schon in frühester Jugend ein bücherwütiges Wunderkind war, betrat, findet er folgendes vor: „Nie zuvor hatte ich Zimmer, Schränke, Treppenaufgänge und Korridore so vollgerümpelt, so bis zum Erstickten voll mit Büchern gesehen. Hier standen sie in Dreierreihen, dort in Zweierreihen, Hunderte von schlanken Quartos lagen, zu mehreren aufeinandergestapelt, über dünnen, verkümmerten Duodezformaten und reichten vom einen Ende eines Regals zum anderen. Bis an die Decke türmten sich die Bände, und auf dem Fußboden lagen sie in zahllosen ungeordneten Haufen. Als ich all das sah und daran dachte, was wohl überdies noch in Hodnet und auf dem Kontinent sein mochte, blieb mir fast der Verstand stehen.“ Neben dem besaß Heber noch Häuser voller Bücher in London, Paris, Antwerpen und Brüssel.

Der kaum fünfzehnjährige Gustave Flaubert beschreibt das manische Verhalten des büchergierigen späteren Brandstifters und Mörders Don Vicente folgendermaßen: „Die fieberglühenden, verzehrenden Nächte verbrachte er inmitten seiner Bücher. Zwischen den Reihen und Stapeln lief er einher, erklimmte die Galerien seiner Bibliothek, in grenzenloser Verzückung; da hielt er still, sein Haar hing wirr, im starren Auge blinkte ein Licht, zitternde Hände betasteten das Holz am Regal; sie waren heiß und feucht. Er nahm ein Buch, blätterte, befühlte das Papier, prüfte die Vergoldung, den Einband, die Schriftzeichen, die Druckschwärze, den Falz und die Anordnungen der Zeichnungen bei dem Worte ‚finis‘. Dann wechselte er den Standort, reihte das Buch in ein höheres Fach und verharrte ganze Stunden in der Betrachtung von Titel und Format. Ging er zu seinen Handschriften, seinen erwählten Lieblingen, nahm er eine auf, die älteste, die unansehnlichste, die schmutzigste, verzückt und beglückt besah er das Pergament, spürte den Geruch des geweihten und ehrwürdigen Staubes; seine Nasenflügel blähten sich vor Freude und Stolz, und ein Lächeln irrte über seine Lippen.“¹³ Er wird todunglücklich, als ihm sein Konkurrent über einen Mittelsmann seine kostbarste Handschrift abjagt. Als ihn letzterer auch noch beim Erwerb einer Rarität überbietet, zündet er dessen Antiquariat an und tötet ihn.

Die Grundzüge eines blutrünstigen Trivialromans weist das Leben eines weiteren überhitzten Bibliomanen auf, des berühmten Magisters Johann Georg Tinius (1764-1846). Er war geboren als Sohn eines Schäfers und lernt von seinem Vater die heilsamen aber auch giftigen Wirkungen von Kräutern kennen, was ihm später zu paß kommen sollte. Der Ortspfarrer erkennt die Begabung des jungen Tinius, er verfügt vom Anfang bis zum Ende seines Lebens über ein geradezu unheimliches Gedächtnis, und ermöglicht ihm das Studium der Theologie. Dadurch kommt Tinius naturgemäß in Berührung mit Büchern und entwickelt eine Leidenschaft des Büchersammelns, die alle Dämme bricht. Es gelingt ihm, sich zweimal vermögend zu verheiraten, aber er bringt das Vermögen seiner beiden Ehefrauen restlos durch mit dem gierigen Kauf unglaublicher Büchermassen. Da ihm erst recht seine Einkünfte als Pfarrer zu Poserna in Sachsen nicht genügen, verschafft er sich Kenntnis, ob vermögende Personen in der Postkutsche sitzen. Er steigt verkleidet zu, verwickelt die Opfer in ein harmloses Gespräch und bietet ihnen schließlich eine Prise präparierten Schnupftabaks an, worauf er die betäubten Opfer be-

¹³ Gustave Flaubert: Bücherwahn. Tuschzeichnungen Joseph Hegenbarth. Dresden 1949. S. 11-13.

raubt. Manchmal funktioniert das nicht, dann zerschlägt er seinem Opfer den Schädel mit einem Spitzhammer, welcher letzterer bei seinem Prozeß als Indiz dienen wird.¹⁴

Welchen Zauber sind Bücher imstande auszuüben! Der Schweizer Aphoristiker Ludwig Hohl kritisiert dagegen die betulichen Fingerspitzengelüste des Sammlers, der den Geist der Bücher ungelesen eingepfropft läßt in der makellos bewahrten Glätte des Papiersarges Buch für einen imaginären Leser der Zukunft. „Jene ölte und polierte er täglich,“ fährt Hohl fort, „diese behandelte er mit dem Staubpinsel; und so sorgfältig ging er mit ihnen um, daß sie nie ein Blatt, nie ein Wort verloren: denn er wollte der künftigen Generation alles unversehrt erhalten. Er hatte beide, Hirn und Bücher, in dem Zustand gelassen, in dem er sie bekommen hatte. Sie hatten beide gleiches Los: der Wert blieb drin, er kam nie zum Vorschein.“¹⁵

Dies lenkt uns auf eine oberflächliche aber dennoch verbreitete Sicht des Bibliothekarberufs. Es gibt eine Wanderlegende, wonach Generaldirektoren zumindest skeptisch blicken sollen, wenn sie einen Bücherwurm sich krümmen sehen, von Fridolin Dreßler ging dieses Gerücht. „Wer gerne liest, sollte alles mögliche werden, aber nicht Bibliothekar“. Dieser Meinung ist Claudia Lux, Generaldirektorin der Zentral- und Landesbibliothek Berlin. "Ein Bibliothekar, der liest, ist verloren", sagt sie, "Bücherwürmer scheitern in diesem Beruf." Wer dagegen zögert, ob er nicht doch lieber zur Kriminalpolizei gehen sollte und sich für kommunikativ hält, den würde sie gerne einstellen. Auch jemanden, der gerne sortiert. Allzu ordnungsliebend dürfe derjenige wiederum nicht sein, denn "sonst wird der nie fertig". Es wäre ein leichtes, sich mit derartigen Anschauungen polemisch auseinanderzusetzen, aber hören wir statt dessen, was einer der gierigsten Leser der deutschen Literatur, Jean Paul, dazu sagt: „Selten kann ein Bibliothekar seine Bibliothek auswendig. Wie edle Staatsbedienstete alle Goldadern des Staates durch ihre Hände laufen lassen, und doch diese nicht damit füllen, sondern tugendhaft verarmen: so werfen und beuteln gute Rats- und Universitätsbibliothekare die literarischen Schätze treu durch ihre Hände, ohne etwas davon in ihrem Kopf beiseite zu bringen; | sie sind Schießpulver, durch dessen Drahtleitung das elektrische Licht, ohne anzuzünden, schießt. -“

Das Schriftwesen hat im Laufe seiner langen Geschichte immer wieder tiefeinschneidende Epistemologiewechsel erlebt. Die Tontafelbibliothek König Assurbanipals wurde abgelöst von der berühmten mystischen Bibliothek aus Papyrusrollen in Alexandria, im 4.- 5. Jahrhundert wurde die Literatur wiederum umgeschrieben auf den Pergamentcodex, und jedesmal wurde dem Vergessen überlassen, wovon man glaubte, es nicht abschreiben zu müssen.. Heute herrscht immer noch der Buchdruck, die erste wahrhaft demokratische literarische Revolution, aber seine Zeit scheint jetzt im Begriff, zu Ende zu gehen. Überall, im hintersten Weltwinkel ist in Sekundenschnelle das umfassendste Wissen abrufbar, das man sich vorstellen kann, verfügt man nur über einen einfachen PC mit Internetanschluß. Wir gleiten hinüber in das Zeitalter von IT, der Digitalisierung und der virtuellen Netzwelten.. Im Zeitalter Googles und der digitalisierten Quellsammlungen kostet es nur ein paar Mal Anklicken einer Schaltfläche, und der Autor hat

¹⁴ Zu Tinius am besten: Georg Ruppelt: Vor 150 Jahren starb Magister Johann Georg Tinius, weiland Pfarrer, Bücherfreund und Raubmörder. In: Aus dem Antiquariat, 10, 1996, A426-A 431 mit detaillierter Bibliographie.

¹⁵ Ludwig Hohl: Die Notizen oder Von der unvoreiligen Versöhnung. Frankfurt a. Main: 1981. S. 234-235. Vgl. auch Kastner, Glanz und Ende des Buchzeitalters, S. 39-40.

ein Vielfaches an Zitaten und Belegen, welch ungeheurer Fortschritt! Aber ist es einer? Welchen Sinn kann es noch haben, wenn ein Autor Literatur aufführt, zu deren Lektüre er 50.000 Jahre benötigte, vorausgesetzt, er läse von vorne bis hinten? Ertrinkt darüber nicht das Gespür für die filigrane Architektur der geistigen Schöpfung, lassen wir uns ersticken von eiligst montierter Stoffhuberei? Hat man nicht immer geglaubt, daß die Assoziationsfähigkeit, die schöpferische Kraft des Menschen der Maschine überlegen bleiben würde? Kein noch so genialer Schachgroßmeister ist heute noch in der Lage, Deep Fritz auch nur Paroli zu bieten, kalt und tot rechnet die Maschine Millionen von Varianten in Sekundenschnelle durch und zieht mit blinder Mechanik die richtige Lösung. Das Schachspiel hat seine Schönheit und seine Mystik verloren, es ist endlich geworden. Die meisterlichen Züge von Deep Fritz sind langweiliges Arithmetikgeklapper, der ins unendliche ausgedehnte Null-Eins-Wasserfall des Herrn Schmalohr, und lassen eines vermissen: den Glanz des Fehlers, die „gefleckte Schönheit“ des Irrwegs, die duftigen Wolken des Traums, das ganze verzweifelte Prinzip Hoffnung und die ganze warme Schwäche des Menschen!

Emil Schmalohr ¹⁶ jubiliert geradezu, ja wenn dies einem unserer nüchternen und trockenen Gelehrten auch nur im Entferntesten zuzutrauen wäre, trillerte er vor Begeisterung, weil jetzt endlich der diffizile Code des Alphabets durch die einfache digitale Zeichenfolge 0 und 1 ersetzt sei.. Schmalohr vergißt leider in seiner Begeisterung, daß kein Sterblicher in der Lage sein wird, babylonische Riesenmassen von 0 und 1 in wechselnden Abfolgen zu lesen¹⁷, und nicht nur Science-Fiction-Autoren mutmaßen, daß sich eines Tages die Maschinen untereinander kurz- und abschließen könnten, und dann steht er draußen, der arme Homo sapiens und füttert sich mit computergenerierten und animierten Fernsehprogrammen! Aber immerhin ist die Mehrheit sogar geistig weniger Bemittelter offensichtlich fähig, geradezu babylonische Sprünge und Sprachverwirrungen zu überbrücken und eine Tafel in der Theresienstraße zu verstehen, auf der steht: „Upstairs zur Party-Lounge“, so wie die Lounges überall wie Pilze aus den muffigen Winkeln sprießen, sogar die Universitätsbibliothek besitzt eine solche, wenn auch in diesem Fall „library lounge“ genannt, mitsamt der zugehörigen „lounge library“. Eine Jugendbibliothek in Deggendorf besitzt eine „Media lounge“, wo sie „Poetry slams“ veranstaltet. Für einen niederbayerischen Hinterwäldler klingt das so, als würden sich da nackte Dichter im Schlamm wälzen. Dieselbe Bibliothek verfügt über eine hochmoderne Aufstellungssystematik: „action and fun“, „Boyz’n’girlz“, „History“ und „Mystery“, SciFi und „People“ worunter man Biographien versteht. „Help“ gibt es auch, hier ist Ratgeberliteratur eingeordnet vom Schlage: „Wie topfe ich meinen Kaktus um“ oder „Mein Dackel Kuno pinkelt auf das Sofa.“ Will man das Zusammengehörigkeitsgefühl seiner Mitarbeiter fördern, bedient man sich nicht einer wie auch immer normierten Dienstkleidung, denn normiert muß sein, sondern einer „corporate fashion“ zur Förderung der „corporate identity“ und wenn die Bayerische Staatsbibliothek mit Google klüngelt, entsteht eine public-private-partnership. Immerhin kann der geplagte Leser in einem historischen Kellergewölbe Chicken Wings verzehren, und er wird, ohne zu klagen, weil es irgendwelchen Narren so gefällt, seinen Customer Support für den Freezer

¹⁶ Emil Schmalohr: Das Erlebnis des Lesens. Grundlagen einer erzählenden Lesepsychologie. Stuttgart 1997, S. 9

¹⁷ Er behauptet, man müsse bei der digitalen Umsetzung genüge „bloßes Hinsehen“! Das ist ungenau dargestellt, denn das bietet lediglich die Maschine und da haben wir ja dann wieder den Buchstabencode!

bestellen. Dennoch stellt der Journalist Dieter E. Zimmer die Frage: „Ist die deutsche Sprache fremdenfeindlich“? ¹⁸ Was soll diese Behauptung, bei der Schnelligkeit, in der sich die Sprache in einen küchenenglischen Slang verwandelt, radikaler als im intensivsten frankophilen Zeitalter der deutschen Sprachgeschichte.

Eine bibliothekarische Mitteilung liest sich heute so: „im Auftrag der AGFE wurde die neue Erfassungsschablone d_dvd.mrc für die Katalogisierung in der BVB01 bereitgestellt. Da ich nichts wegwerfen kann, habe ich die alte d_video.mrc umbenannt in v_video.mrc. Um die neue Schablone nutzen zu können, führen Sie bitte ALEPH / verbinden mit ../ BVB01 aus. Oder den GUI neu starten.“ Lassen Sie sich nur nicht von Ihren Leseerlebnissen beirren, GUI hat nichts mit dem Großinquisitor Bernardo Guy aus Ecos „Im Namen der Rose“ zu tun. Sie dillettieren in Fuzzy Logic, Retrieval-Theorien, Dublin Core und Metadaten, und der bibliophil Infizierte fragt sich verzweifelt, wieso dieser Schwulst und Wulst notwendig ist, um den pinkelnden Dackel Kuno einzuordnen und wieder zu finden, wenn er fertig ist.

Mit Büchern aber ist es wie mit dem Leben: beides endet unweigerlich, aber während das Leben ein für allemal zu Ende ist, haben Bücher den Vorteil, daß man sie mit Traurigkeit, weil sie zu Ende gelesen sind, weglegt, aber irgendwann kann man sie wieder hervorholen und von neuem lesen und durchleben, und siehe da, es tun sich neue Türen auf, neue Winkel, die Welt ist mit einem Male wieder anders gestimmt, und alle Düfte riechen schärfer oder milder. Plötzlich weitet sich der vertraute Gang in einen leuchtenden Saal und es fällt uns wie Schuppen von den Augen: Es ist nicht die „Stadt hinter dem Strom“, oder „Perle“ oder das „Schloß“ Kafkas, es ist die unendlich verwinkelte, babylonische Stadt der Menschheitsgeschichte selbst! Alles ist ewig und alles kehrt wieder, aber die Lichter sind immer neu und die Farben und der mitschwingende Glanz der Seele.

Am Ende sei ein versöhnlicher Ton gestattet. Ich habe während meiner Berufszeit eine ganze Galerie Generaldirektoren erlebt, von Fridolin Dreßler über Eberhard Dünninger zu Hermann Leskien und jetzt Rolf Griebel. Unseren lieben Passauer Generaldirektor Hans Striedl habe ich nicht mehr im Amt aber privat kennenlernen dürfen und seine kostbare Bibliothek steht ja nun in unseren Magazinen. Für alle diese Direktoren war ich wohl gelinde gesagt ein schillernder Paradiesvogel, etwas absonderliches, aus der Reihe Tanzendes, Ungreifbares, aber, und das ist das höchste Lob, das man einem Menschen spenden kann, sie haben mir die Freiheit gelassen, selbst auf die sehr lebendige Gefahr hin, daß ich da oben in meinen luftigen Höhen hängen bleibe. Die alten Naturwissenschaftler vom Schlage eines Konrad Gesner und vor allem die Emblematiker glaubten immer zu wissen, daß die Paradiesvögel bei der Schöpfung von Gott stiefmütterlich behandelt worden seien, als Ausgleich für alle Schönheit ihres schillernden Gefieders, ich erinnere noch einmal an die gefleckte Schönheit des Jesuitenlyrikers Gerald Manley Hopkins, denn Gott habe es schlichtweg unterlassen, ihnen Füße zu verleihen, so daß sie ohne Unterlaß ihr ganzes Leben im Wolkenkuckucksheim herumfliegen müssen. Jetzt aber werde ich herabfallen, mich auf meine Daunen legen und - lesen.

¹⁸ Dieter E. Zimmer: Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber. Reinbeck 1997, S. 7.

Im Sterbezimmer meines verehrten Lehrers Johannes Spörl lag auf dem Nachtkästchen Thomas a Kempis' „De imitatione Christi“. Bei mir wird wohl wie es einem Bibliomanen gebührt, sich ein Bücherstapel türmen, wie Josef Oswald Stapel von Büchern um sich geschichtet hatte, als ihm seine Gelenke immer mehr den Dienst versagten. Es wird wohl Don Quijote dabei sein und Schelmenromane und wenn ich Glück habe, jenes taubengraue Kinderbuch vom Verschwinden der Steinzeithorde und all die Melancholie des Abends und der in roter Glut untergehenden Sonne, aber ich fürchte, der Text ist längst zerstört, und die Menschheit hat ein kleines Stück Bewußtseinsgeschichte verloren, aber es wird die Fuzzy-Logiker nicht bekümmern, so wie es sie auch nicht bekümmert, daß durch jede sterbende Sprache, wie es George Steiner ausgedrückt hat, „ein ganzes Vorratshaus voll menschlichen Bewußtseins“¹⁹ ins Vergessen gerissen wird. Und ich glaube, daß ich Spörls „Das Alte und das Neue im Mittelalter“ da liegen haben werde, um noch einmal zu träumen vom Alten und Bedächtigen, von der alten ê, die müde lächelnd einem rasenden Haufen von Lemmingen nachblickt, die vorwärtsstürmend, in Staub gehüllt und sperrige Büschel Jericho-Rosen im Gefolge, eine nihilistische Wahnsinnsgaloppade um jeden Preis unternimmt in den blutig gurgelnden Schlund eines tobenden Fortschrittswahns ohne Ende.

¹⁹ George Steiner: Nach Babel. Aspekte der Sprache und der Übersetzung. Frankfurt a.M.: 1981. S. 57.